



TOMMIE GOERZ

SCHLACHTTAG

FRIEDO BEHÜTUNS' SECHSTER FALL

KRIMINALROMAN

ARS VIVENDI



Tommie Goerz

Schlachttag

Kriminalroman

ars vivendi

Die Handlung dieses Buches ist frei erfunden. Etwaige Übereinstimmungen mit lebenden Personen sind nicht beabsichtigt und rein zufällig. Trotzdem wurden natürlich einzelne Charaktere von realen Personen inspiriert.

Originalausgabe

Erste Auflage Februar 2016
© 2016 by ars vivendi verlag
GmbH & Co. KG, Bauhof 1,
90556 Cadolzburg
Alle Rechte vorbehalten
www.arsvivendi.com

Lektorat: Dr. Felicitas Igel
Umschlaggestaltung: FYFF, Nürnberg
Motivauswahl: ars vivendi
Coverfoto: © plainpicture/Andreas Koschate
Druck: Schaper, Köln

Printed in EU

ISBN 978-3-86913-582-3

Schlachttag

Für »Lupus« Hermann Jakobus Wolf, ermordet
bei Monterey, Kalifornien

»In Deutschland wurden im letzten Jahr
fünfundachtzigmillionensiebenhundertfünfunddreißigtausend
Schweine geschlachtet (in Zahlen: 85.735.000).«

SZ MAGAZIN 21.4.2015

»Leider nur die falschen.«

SPONTANER KOMMENTAR EINES LESERS

...

Als sie in den Hof einbogen, war die Sau schon tot. Ihre Befürchtungen hatten sich bewahrheitet. Der Transportanhänger stand mit heruntergelassener Rampe im Hof, die Ladefläche war leer, und sie hörten keine Sau mehr quieken. Eine Sau quiekt, wenn sie Todesangst hat. Immer. Kein Schwein geht freiwillig in den Tod. Tiefe Männerstimmen drangen aus der offen stehenden Stahltür des Schlachthauses, das Klappern einer schweren Kette war zu hören. Sie waren zu spät, weil Peter Dicks Frau sich verspätet hatte; die hatte sich verspätet, weil eine Telefonkonferenz bei ihr im Büro zu lange gedauert hatte; die hatte so lange gedauert, weil ein amerikanischer Kollege so schwer von Begriff war; der war so schwer von Begriff, weil ... – es macht wenig Sinn, immer weiter nach Gründen zu suchen, auch wenn der Ami ein Dummdödel war. Wirklich. Gründe für Dinge sind letztlich immer banal, meistens beliebig, und damit muss man sich abfinden und zufriedengeben. Fakt war: Dick hatte seine Kinder nicht allein lassen können, deshalb hatten sie auf seine Frau warten müssen, deshalb hatten sie sich verspätet, und jetzt war die Sau schon tot. Schade, sie wären gerne dabei gewesen.

»Ah, servus, da seid ihr ja endlich.« Zwei Männer blickten auf und nickten Dick und Behütuns kurz zu.

...

»Sehr gut ausgeblutetes Tier brühen, Borsten abkratzen, ausnehmen, sehr gut waschen, dabei besonders auf Ohren und Rüssel achten, Augen entfernen [...]«

SPANFERKEL GEBRATEN

1

Josepha Regenfuß war eine gottesfürchtige Frau. Schon immer gewesen, nicht erst seit dem Tod ihres Hubertus vor inzwischen neun Jahren. Da hatte Gott ihn zu sich geholt eines Nachts. Hubert hatte sich urplötzlich aufgerichtet, hatte sich an den Hals gefasst, an die Brust, auf den Bauch, hatte gehustet, dass es einen grausen konnte, dann geröchelt und plötzlich Blut gespuckt, einen Schwall nach dem anderen. Dann war er in sich zusammengesunken. Blutsturz hatte der Doktor gesagt, als er nach über drei Stunden endlich kam. Früh um vier und mit einer Fahne – na ja, die Männer sind überall gleich. Dann hatte er sich noch einen Schnaps geben lassen, einen doppelten wie immer, den guten Birn vom Langguth, ihr ein wenig zu lange die Hand gedrückt, ihr glasig in die Augen gesehen, war an der Türschwelle noch über den alten Flickenteppich gestolpert, der dort schon seit Jahren Falten warf, es hätte ihn fast der Länge nach hingehauen, und schließlich war er weggefahren. Nur den Totenschein hatte er noch auf den Tisch gelegt.

86 Jahre war Josepha jetzt, da ging schon alles ein bisschen schwerer. Mühsamer halt, das Alter. Eine riesige Sauerei war das damals gewesen mit dem Hubertus. Sie hatte das Bett frisch bezogen, das alte Bettzeug gleich eingeweicht und es nachher doch wegwerfen müssen, denn das Blut ging nicht mehr heraus. Sie hatte den Boden gewischt, Hubertus von oben bis unten gewaschen, da war er sogar noch ein bisschen warm gewesen, hatte ihm sein gutes Hemd übergezogen, ihn in seinen Sonntagsanzug

gesteckt, die Krawatte, die Gott sei Dank immer gebunden war, umgehängt, seine Schuhe noch mal geputzt, bevor sie sie ihm anzog, und ihm schließlich seine Hände auf dem Bauch gefaltet, so wie sie es immer gesehen hatte. Löchrige Socken hatte er in seinen Schuhen, dafür hatte sie sich einen Moment geschämt. Aber die guten wollte sie nicht mit ihm begraben lassen, die konnte sie ja noch tragen, und die Löcher sah ja keiner, dachte sie sich, er hat ja die Schuhe drüber, und ausziehen tut ihm die keiner mehr. Außerdem würde den Sarg eh niemand mehr aufmachen, wenn der Hubertus erst einmal drin lag und der Deckel zu war. Dann hatte er auf dem Bett gelegen, längs ausgestreckt, das Gesicht zur Decke, ganz friedlich und als ob er überhaupt nie jemandem etwas zuleide getan hätte, der alte Sack, auch ihr nicht, und draußen hatten sich die Vögel lauthals in den frühen Morgen gesungen, dass es eine wahre Freude war. So schön! Josepha hatte sich gewundert, dass sie nicht traurig war, ganz im Gegenteil, sie fühlte sich leicht und befreit, fast beschwingt. Mit 77 damals. Das wär's dann also gewesen mit meinem Hubertus, hatte sie nur gedacht, hatte auf dem Stuhl neben seinem Bett gegessen und ihn betrachtet. Wie komisch doch das Leben ist, selbst wenn es dann endlich vorbei ist, wie friedvoll der Tod. Und wie verlogen, wenn man sich's recht überlegt, denn auch das größte Schwein strahlt plötzlich Friedlichkeit aus. Liegt einfach so harmlos und wehrlos da. Doch so ein großes Schwein war er dann doch nicht gewesen, ihr Hubertus.

»Gott liebt mich«, hatte sie dann gedacht, »denn er lässt mich nicht traurig sein«, und hatte ein langes Dankgebet gesprochen.

Zur Beerdigung waren dann alle gekommen, das ganze Dorf. Beim *Heid* waren sie gewesen, da hatten sogar noch

ein paar geweint, vor allem die alten Frauen. Damit man weiß, dass man ihn gekannt hatte und er einer der Ihren gewesen war. Dann aber, nach dem Schweinebraten, der Pfarrer hatte seine drei Bier schon getrunken und war längst wieder gegangen, hatte der Hinterers Loisl die Quetsche rausgeholt, so wie er es immer tat, der Ludgers Hansi hatte die Klampfe gestimmt, die beim *Heid*, seit sie denken konnte, hinten an der Wand hing, und dann hatten sie erst ein paar traurige Lieder gespielt, das gehörte dazu. *Nehmt Abschied, Brüder, ungewiss*, danach *Ich seh' den weißen Wolken nach* und so, auch etwas Christliches, *Jesus, meine Zuversicht*, dann aber hatten alle endlich genug getrunken, man fing an, richtig zu singen, und am Ende hatten fast alle getanzt, so wie es sich gehörte. Ja, das war eine schöne Leich' gewesen beim Hubertus, so etwas gab es heute gar nicht mehr. Das hätte ihm sicher gefallen. Und gerauft hatten auch wieder ein paar zum Schluss, immer dieselben, der Manes Fredl und Maurers Ferdl, die mussten immer raufen, das gehörte einfach dazu. Kein Mensch wusste, warum sie das jedes Mal taten, aber man wartete fast schon darauf. Das war dann auch immer das Ende der Feiern, und die Leute gingen heim, sangen noch auf der Straße, nur der Manes Fredl und der Maurers Ferdl standen dann immer noch zusammen und tranken Schnaps, bis einer nicht mehr konnte oder der Wirt sie rausschmiss. Dann brachte der eine den anderen heim, und am nächsten Tag war wieder alles gut. So wie vorher. Jetzt aber waren die auch schon alle tot, und Josepha kümmerte sich um den Grabschmuck. Machte ja sonst keiner. Ohne sie wäre der Friedhof wahrscheinlich schon ganz überwuchert, denn um die Toten kümmerte man sich ja immer weniger, nur um das Erbe, wenn es da etwas zu holen gab. Von der Gemeinde hatte

sie schon eine Urkunde bekommen dafür, als sie 80 wurde. Weil sie den Friedhof machte. Da war extra der Bürgermeister bei ihr, zusammen mit Pfarrer Hinz, und sie hatte Kuchen gebacken und Kaffee gekocht. Es mussten aber beide ganz schnell wieder weg, sie hatten Termine. Das war dann doch etwas schade gewesen. Aber immerhin waren sie dageblieben, bis der Fotograf gekommen war, und am nächsten Tag waren sie dann alle drei in der Zeitung. In ihrem Wohnzimmer. Das hatte sie sehr gefreut, auch wenn es ein bisschen komisch war, so im Mittelpunkt zu stehen beziehungsweise zu sitzen, denn sie hatte gesessen und der Bürgermeister und der Pfarrer hatten gestanden – also jetzt keine Untat oder Sünde oder so, sie waren halt einfach stehen geblieben, sie mussten ja auch gleich wieder weg, wie gesagt. Trotzdem: Den Artikel hatte sie sich ausgeschnitten, der hing jetzt an der Wand und war schon ganz gelb. Das ging ja so schnell, dass das Zeug vergilbte.

Ihr Hubertus hatte dann auch ein schönes Grab bekommen, gleich drüben an der Mauer, wo jetzt der Efeu wächst. Der war damals, als sie ihn begraben hatten, noch nicht da gewesen. Josepha wusste auch nicht, wer ihn angepflanzt hatte, aber er gefiel ihr. So war es auch im Winter immer ein bisschen grün.

Jetzt muss ich aber langsam mal los, dachte sie, es ist ja schon Mittag, und bis zur Kapelle brauche ich meine Zeit. Gut, dass es nicht mehr August ist, sondern schon Oktober, da wird es nimmer so heiß. Auf dem Weg hinüber ist ja nur wenig Schatten, und das strengt schon an. Früher hat mir die Hitze ja nichts ausgemacht, da konnte ich auch auf dem Acker sein und arbeiten, wenn die Sonne am Mittag ganz hoch stand, aber jetzt wird mir da manchmal schwindelig, und einmal hat es mich schon hingehauen draußen, erst im

letzten Jahr. Da war ich drüben bei der Resl und habe mit der das Sofa rausgetragen, dass sie es ausklopfen kann, da war es heiß, und erst war mir so komisch schummerig, dass ich gedacht hab, was ist denn jetzt, und dann war ich auf einmal weg. Blaue Flecken habe ich dann gehabt, ganz große, das hat lange gedauert, bis die wieder weg waren, aber sonst war nichts passiert. Die Resl war ja da, die hat gleich den Doktor geholt. Wie der dann gekommen ist, später, da war ich schon wieder auf den Beinen, und wir haben zusammen einen Schnaps getrunken, jeder einen, nur der Doktor seinen großen. So wie immer.

Josepha Regenfuß packte ihren Besen, stopfte einen Lappen und ihren Staubwedel in den Eimer, die Blumen dazu, die sie beim Wimmelbacher kaufte, der einmal in der Woche mit seinem Wagen vorbeikam und der immer alles hatte, na ja, fast alles, man musste sich schon einschränken, im Sommer holte sie die Blumen ja immer aus dem Garten ... wo hatte sie angefangen zu erzählen, also zu denken, so für sich? Ist wurscht, es hört ja eh keiner zu. Sie machte sich auf den Weg. Den Besen nahm sie als Stock, um sich darauf zu stützen, denn ein Stock kam nicht infrage, und so war das Gehen doch leichter, es war ja auch ein ganzes Stück Weg. Sie ging gleich hinten raus, an den letzten Häusern vorbei, auf der Straße im Dorf war heute tagsüber sowieso niemand mehr, mit dem man hätte ein Schwätzchen halten können. Die paar Kinder wurden jetzt mit dem Schulbus abgeholt und kamen erst am Nachmittag wieder, die Erwachsenen waren alle in der Stadt zum Arbeiten, und die Alten, für die die Jungen keine Zeit mehr hatten, hatten sie alle ins Altersheim gesteckt. Nur der Riemeisls Hans, der letzte Bauer im Dorf, fuhr noch manchmal vorbei mit seinem großen Bulldog, dass die Fensterscheiben klirrten. Die anderen hatten

ihre Höfe alle schon aufgegeben, das brachte ja nichts mehr. Und die Willa, die Rudls Wilhelma, hatte ihren Laden schon vor Jahren zugemacht, da haben die Leute zuletzt nur noch gekauft, wenn sie etwas vergessen hatten, alles andere holten sie mit dem Auto in den Supermärkten aus der Stadt. Kofferraumladungsweise, um dann doch wieder die Hälfte wegzuschmeißen.

»Douderfoh konnsd doch nemmer lehm vo dem bisserla«, hatte die Willa gesagt und ihren Laden eines Tages einfach zugesperrt. »Sollsd immer alles dohohm, aber dann kummd kahner und kahfds, blohs wenns was vergessn ham, massdns nadürli nachds, do holns di dann raus, ohmds und am Wochnend, da kenner die niggs und machn auf freindli und Nachberschaft. Naa, do hobbi ka LUSD mehr drauf. Leggd mi doch alle am Arsch!«

Harte Worte für die alte Willa, hatte Josepha gefunden, aber sie hatte ja recht. Nur für Josepha Regenfuß war es nachher schwerer geworden mit den Lebensmitteln. Sie hatte ja kein Auto und keinen Führerschein, und Fahrrad fuhr sie schon lange nicht mehr, das ging ihr inzwischen viel zu schnell. Na ja, jetzt kam Gott sei Dank der Wimmelbacher einmal in der Woche. Und für den Rest schrieb sie den Heiners, denen sie damals die alte Wiese verkauft hatte und die dort ihr Haus hingebaut hatten, immer einen Zettel, damit sie ihr das, was sie brauchte, mitbrachten.

Danach, also nachdem die Willa ihren Laden zugemacht hatte, fanden sie es alle schade, dass es das »Lädla« von der Willa nicht mehr gab, »und keinen Punkt mehr im Ort, wo man sich trifft und wo man sich das Neueste erzählt, wo man einmal miteinander reden kann und man weiß, was im Ort los ist«, sagten sie dann alle und schauten traurig. Aber das war alles gelogen, denn hingegangen war von denen ja

schon lange keiner mehr, genauso wenig wie ins Wirtshaus. Da hockten auch immer bloß dieselben drin und sagten nichts. Ein Treffpunkt war das schon lange nicht mehr. Die Leute fuhren nach der Arbeit heim und gingen nicht mehr, so wie früher, erst ins Wirtshaus. Na ja.

Ob es auch wirklich nicht zu warm würde heut? Gestern waren es noch über 20 Grad gewesen, hatte das Thermometer hinten gezeigt. In der Sonne. Ich hätte mir vielleicht doch meinen Hut mitnehmen sollen, dachte sie sich, der würde mich dann ein wenig vor der Sonne schützen. Und auf dem Weg wird es ja meistens noch wärmer, dachte sie, weil die den Feldweg entfernt und dafür einen Teerweg hingebaut haben. Für die schweren Maschinen vom Riemeisls Hans. Der machte ja alles nur noch mit großen Maschinen, und alles ganz allein, der brauchte keinen Knecht mehr und der Hof auch keine Magd. Sie war ja einmal Magd gewesen, kurz nach dem Krieg damals, und das war gut gewesen, eine schöne Zeit, denn da hatte sie immer gut zu essen gehabt, besser als die anderen. Aber es war auch eine harte Zeit. Gearbeitet hatten sie da, fünf Mägde waren sie gewesen und drei Knechte, so etwas gab es heute gar nicht mehr, von früh bis Nacht und sechs Tage die Woche, oft sogar sieben, wenn es sein musste. Da war das hier noch ein Feldweg gewesen mit drei Spuren, nicht mit zweien wie dann später. Zwei von den Rädern der Karren und in der Mitte eine vom Ochsen oder vom Pferd. Seitdem man alles mit den Bulldogs machte, haben die Feldwege nur noch zwei Spuren, das weiß ja kaum mehr einer. Aber jetzt ist der Feldweg fast wie eine Straße und geteert, auch deshalb wird es da auch schnell warm. Josepha ging bis zu der Baumgruppe, wo das alte Marterl stand mit der Bank und setzte sich einen Moment. Drüben, auf der anderen Seite der Senke, jagte der Hans

über den Acker und eggte, das Korn hatte der schon drin und die Halme schon längst wieder untergepflügt. Mit einer Geschwindigkeit ging das heute mit den Maschinen! Und wie das hinter dem staubte, so schnell, wie der fuhr – manchmal wurde der Josepha richtig angst. Die Maschine hörte man bis hierher, die klang fast wie ein Flugzeug. Kein Wunder, dass der immer Kopfhörer aufhatte.

Josepha Regenfuß pflegte die kleine Walpurga-Kapelle drüben am Waldrand schon seit über 50 Jahren. Obwohl es eine katholische Kapelle war mit Maria und so, aber das konnte ja nicht schaden. Der Herrgott wird es mir auch so vielleicht anrechnen, dachte sie oft, der ist doch für alle der Gleiche, oder nicht? Ein-, zweimal pro Woche ging sie hinüber, fegte die Blätter hinaus, wechselte das Wasser und die Blumen, wischte den Staub und die Spinnen vom Jesus am Kreuz, vom Betbänkchen und den Fenstern und tat halt, was getan werden musste. Es kümmerte sich ja sonst keiner drum.

Gebaut hatte die Kapelle der Friedhammers Loner, der Leonard hinten aus Gräfenberg, der war katholisch gewesen. Gleich nach dem Krieg, noch 46. Wahrscheinlich, weil er ein schlechtes Gewissen hatte. Ganz sicher aber, weil er zeigen wollte, wie gut er ist. Oder im Grunde ist. Und weil er Bürgermeister werden wollte. Da machte es sich gut, wenn man christlich was tat. Und er ist ja auch Bürgermeister geworden dann, die Leute sind ja so vergesslich. Aber der Pfarrer hatte damals ja auch immer gepredigt, dass er es werden sollte. Dabei war der Loner immer ganz vorne dabei gewesen und einer der Ersten, als es um die Juden ging. Josepha war ja noch ganz klein zu der Zeit, erst zehn oder elf, aber das hatte sie nicht verstanden, dass man die Familien aus ihren Häusern jagt, ihre Möbel auf die Straße schmeißt und die Leute

dann noch verprügelt, auch die Frauen. Das waren doch alles Nachbarn gewesen und Leute, mit denen man zusammen- saß. Bei diesen Sachen war der Friedhammers Loner immer ganz vorne dabei gewesen. Auch wie sie die dann alle zusam- mengetrieben und nach Nürnberg gefahren hatten. Keiner von denen ist je wieder zurückgekommen, auch nach dem Krieg nicht.

Damals hatte sie ja noch in Ermreuth gewohnt, erst als sie ihren Hubertus geheiratet hatte, war sie heraus nach Wohlmannsgesees gezogen. Beim Tanzen hatte sie ihn ken- nengelernt, er hatte ihr den Hof gemacht, und sie hatte erst nicht gewollt, dann hatte sie aber doch Ja gesagt. War ja auch eine harte Zeit gewesen damals, und der Hubertus war eine gute Partie. Der Friedhammers Loner war dann tatsächlich Bürgermeister geworden drunten in Streitberg. Aus Gräfenberg war er weggezogen, da hatten ihn ja alle gekannt aus der Nazizeit und gewusst, wie er da mit drin- gesteckt hatte. Den Kohlenhandel von dem Juden hatte er lange noch, damit verdiente er sein Geld. Den hatte er dem Juden damals abgekauft und seinen Viehhandel gleich mit dazu. Eigentlich hatte er den Juden damals mit seinen Freunden zusammen einfach fortgejagt und dann seinen ei- genen Namen übers Geschäft gehängt. Und keinen Pfennig bezahlt. »Die wernn alle umbrachd«, hatte die Maiers Betty einmal gemunkelt, aber die Mutter hatte nur »Pssst!« ge- macht, und dann wurde nicht mehr darüber geredet, das tat man nicht.

Das war überhaupt alles komisch gewesen damals. Sie hatte gar nicht gewusst, was Juden waren. Für sie waren das immer die Händler gewesen, die nannte man so. Wenn einer han- delte, mit Körben, Kohlen, Vieh oder so, dann war das ein Jude. A Juhd. Es gab ja auch die christlichen Juden damals,

also die Händler, die in die Kirche gingen. Mit denen aber machte man nicht so gern Geschäfte, weil die betrogen einen immer. Die echten Händler, die guten, also die, die man Juden nannte, die waren immer ehrlich, »auf die kannst du dich verlassen«, hatte ihr Vater gesagt, »vor den anderen aber nimm dich in Acht.« Die waren ja auch die Schmuser, so etwas gab es heute gar nicht mehr. Zu denen ging man, wenn man etwas brauchte oder verkaufen wollte, und die vermittelten das dann. Denn die kamen ja weit herum, bis nach Forchheim und noch weiter, sogar bis Bamberg. Die wussten dann schon, wenn irgendwo einer etwas brauchte oder loswerden wollte.

Sie hatte das lange nicht kapiert, auch das mit den Katholischen nicht. In Ermreuth waren sie ja alle evangelisch gewesen, aber auf der anderen Seite, hinterm Berg, dem Hetzles, die in Hetzles, die waren alle katholisch. Andere Menschen irgendwie, mit Hörnern oder so hatte sie sich das als Kind immer vorgestellt. Und dann, als sie einmal welche gesehen hatte, hat sie sich die ganz genau angeguckt, aber die hatten keine Hörner und keinen Schwanz, die waren eigentlich ganz normal. Trotzdem. Mit denen hatte man nichts zu tun, da führte auch nur der Judenweg hinüber, der Weg, den die Händler gingen. Den gab es heute auch nicht mehr, diesen Judenweg, da hatten sie einen Flugplatz drübergebaut. Auf jeden Fall hatte der Friedhammers Loner, der Leonard hinten aus Gräfenberg, der mit dem Kohlenhandel später in Streitberg, hier heroben die kleine Kapelle gebaut. Verlogen hatte sie das gefunden, aber sie hatte nichts gesagt. Das Reden brachte ja nichts außer Ärger, besser man hielt seinen Mund.

In der kleinen Kapelle hatte schon lange keiner mehr gebetet, da ging niemand hin. Nur Wanderer setzten sich

manchmal auf die Bank davor oder im Sommer, wenn es heiß war, hinein. Die machten da sogar Brotzeit, und dann ließen sie ihren Müll da, die Leute hatten keine Manieren mehr. Sie gingen auch nicht mehr in die Kirche. Früher ist man am Sonntag bis runter nach Muggendorf gelaufen, um in die Kirche zu gehen, manchmal sogar bis rüber nach Moggast, und manchmal kam der Pfarrer sogar vorbei. Einfach fragen, wie es einem geht, und einen Schnaps trinken. Jetzt aber hatte sie schon seit Jahren keinen mehr gesehen. Bis hierherauf kamen die nicht mehr, nicht einmal mit dem Auto, da hatte heute ja jeder eins. So dachte die alte Josepha hin und her, setzte ab und zu den Eimer ab, stützte sich auf ihren Besen und verschnaufte einen Moment. Es ist ja auch alles nicht mehr so leicht, wenn man alt ist.

Hustete da jemand?

Josepha hielt inne und lauschte.

Ja, aus der Kapelle war eindeutig ein Husten gekommen. Oder ein Räuspern. Und dann, je genauer sie hinlauschte, Gemurmel oder Gerede, monoton. Ob da tatsächlich mal jemand betete? Das hatte es ja schon lange nicht mehr gegeben. Sie stellte ihren Eimer mit dem Wasser, dem Lappen und den Blumen ab und lugte vorsichtig ums Eck. Ja, da kniete einer! Er hatte die Hände vorm Gesicht und wiegte den Oberkörper vor und zurück. Und hustete wieder, dass seine Haare wackelten.

Das war ein Katholischer, das sah sie sofort. Ein Evangelischer kniet sich nicht hin, der betet auch anders. Und auch nicht zur Jungfrau Maria, denn das murmelte der immer, der Mann, das verstand sie zwischendurch: »Gegrüßet seist du, Maria, voll der Gnade, der Herr ist mit dir. Du bist gebenedeit unter den Frauen, und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes, Jesus. Heilige Maria ...« und so was, und dann wieder Zeug, das sie nicht verstand. Und dann hustete er

wieder. Der war ganz schön erkältet. Sie hatte den gar nicht hineingehen sehen in die Kapelle, das wäre ihr doch aufgefallen. Dann betete der also schon länger. Josepha verhielt sich leise und wartete. Der Mann hatte sie nicht bemerkt, er war ganz in sein Gebet versunken. Der war wirklich schon älter, das sah sie, mit einer dünnen Stelle hinten am Kopf, wo die Glatze durchschien. Aber einen Ohrring hatte er – einen Ohrring, in diesem Alter! Das war doch lächerlich, oder? Aber beten konnte der! So etwas hatte sie noch nie gesehen. Mit einer Inbrunst, sagte man das so? Sie glaubte schon. Allein deshalb konnte der nur ein Katholischer sein.

Josepha setzte sich aufs Bänkchen neben der Kapelle und wartete ab. Beim Beten stört man einen nicht, das macht man nicht, das bringt am Ende noch Unglück. Nein, abergläubisch war sie eigentlich nicht, aber sicher ist sicher. Man kann nie wissen, was einem daraus erwächst, und wie das bei den Katholischen war, das wusste sie nicht. Also besser abwarten.

Der Alte aber – warum denke ich eigentlich immer »der Alte«? Ich bin doch selber schon alt, sogar schon viel älter als der!, dachte sie sich – betete und betete und betete. Ob der Hilfe brauchte? Aber sie konnte ja nicht fragen, denn dazu müsste sie ihn ja unterbrechen und stören, und das ging nicht. Also wartete die Josepha. Faltete ihre Hände, sah auf deren verschrumpelte Haut, sah zum Wald hinüber und wieder auf ihre Hände – und irgendwann nickte sie ein.

Als sie wieder erwachte – wie lange hatte sie geschlafen? Sie wusste es nicht – war der Betende fort. Ja, »der Betende« klang viel besser als »der Alte«.

DIE SCHLACHTEN DES LEBENS

Über drei Jahrzehnte ist es her, da verschwand in der kleinen Ortschaft Markt Erlbach eine Frau. Spurlos.

30 Jahre später vermisst man einen Priester, der zuletzt in der Nähe von Ebermannstadt in der Fränkischen Schweiz gesehen wurde. Schließlich buddelt am südlichen Rand des Steigerwalds unweit von Bad Windsheim ein Hund Teile einer Frauenleiche aus.

Eigenartig: Die Fälle scheinen irgendwie miteinander verwoben. Nur wie? Kommissar Friedo Behütungs und sein Team stehen vor einem Rätsel. Da schlägt in Paris ein Terrorkommando zu, mit fürchterlichen Folgen bis hinein in die Region.

Überall werden Schlachten geschlagen – und ein Schlachttag auf einem fränkischen Hof bringt neue Erkenntnisse ...

ars vivendi
Krimi 

ISBN 978-3-86913-582-3



9 783869 135823

€ 14,90 [D]
€ 15,40 [A]

www.arsvivendi.com